

Gens sui tantum similis : Johann Gottfried Herders Beitrag zur Entstehung des deutschen Philhellenismus

Autor(en): **Pross, Wolfgang**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica**

Band (Jahr): **53 (1996)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-41343>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gens sui tantum similis

Johann Gottfried Herders Beitrag zur Entstehung des deutschen Philhellenismus*

Von Wolfgang Proß, Bern

Wie ein unermeßlicher Schiffbruch, wenn die Orkane verstummt sind und die Schiffer entflohn, und der Leichnam der zerschmetterten Flotte unkenntlich auf der Sandbank liegt, so lag vor uns Athen, und die verwaisten Säulen standen vor uns, wie die nackten Stämme eines Walds, der am Abend noch grünte, und des Nachts darauf im Feuer aufging.

Hier, sagte Diotima, lernt man stille sein über sein eigen Schicksal, es seie gut oder böse.

Hier lernt man stille sein über Alles, fuhr ich fort. Hätten die Schnitter, die dies Kornfeld gemäht, ihre Scheunen mit seinen Halmen bereichert, so wäre nichts verloren gegangen, und ich wollte mich begnügen, hier als Ährenleser zu stehn; aber wer gewann denn?

Ganz Europa, erwidert' einer von den Freunden.

O, ja! rief ich, sie haben die Säulen und Statuen weggeschleift und an einander verkauft, haben die edlen Gestalten nicht wenig geschätzt, der Seltenheit wegen, wie man Papageien und Affen schätzt.

Sage das nicht! erwiderte derselbe; und mangelt' auch wirklich ihnen der Geist von all dem Schönen, so wär es, weil der nicht weggetragen werden konnte und nicht gekauft.

Ja wohl! rief ich. Dieser Geist war auch untergegangen noch ehe die Zerstörer über Attika kamen. Erst wenn die Häuser und Tempel ausgestorben, wagen sich die wilden Tiere in die Tore und Gassen.

Wer jenen Geist hat, sagte Diotima tröstend, dem stehet Athen noch, wie ein blühender Fruchtbaum. Der Künstler ergänzt den Torso sich leicht¹.

Wessen Erbteil wurde der Geist, der sich in Griechenland und besonders in Athen verkörperte? Hyperions Frage nach den Nachfahren Griechenlands und Diotimas Antwort verweisen in Hölderlins Romanfragment von 1797 auf eine Verlagerung in der Fragestellung der *Querelle des Anciens et des Modernes*, deren Bedeutung ein Jahr später von einem höchst aktuellen Anlass bestätigt werden sollte: Am 27./28. Juli 1798 fand in Paris der feierliche Einzug der auf Befehl Napoleons aus Italien geraubten antiken Kunstschatze statt, den die Zeitgenossen als Nachahmung des Triumphzuges empfanden, in dem L. Mummius nach der Plünderung Korinths (146 v.Chr.) in Rom die griechische Kunstbeute aufgeführt hatte. In diesem Kontext rechtfertigt sich die heftige Abwehr Hyperions, Europa im allgemeinen als die Erben der griechischen Kultur zu betrachten: nur Käuflichkeit und Neugier bestimmten das Interesse

* Die Quellenverweise auf Herders Werke beziehen sich auf folgende Ausgaben: J. G. Herder, *Werke*. Hg. von Wolfgang Proß. 3 Bde. (München/Wien 1984–1996) (Sigle: H.). *Herders Sämtliche Werke*. Hg. von Bernhard Suphan. 33 Bde. (Berlin 1877–1913) (Sigle: SWS).

¹ Hölderlin, *Hyperion*. Erster Band, zweites Buch. Zitiert nach: Hölderlin, *Sämtliche Werke* (Kleine Stuttgarter Ausgabe, Bd. 3, hg. von Friedrich Beissner) Stuttgart 1958, 89.

der angeblichen Erben der Antike, nicht aber der innewohnende Geist. Aber Diotimas tröstliche Verheissung, jener Geist lebe noch, und zwar im Künstler, ist über die Rollenprosa hinaus der Versuch einer Stellungnahme zur Kernfrage des Klassizismus nach der Möglichkeit der Nachahmung der Antiken, und darüber hinaus der Beginn einer Entwicklung, die in der Retrospektive eine Identifikation des griechischen Geistes mit den Werken der Künstler der «deutschen Nation» anbahnt. Während die Werke der antiken Kunst in Paris in den Augen der deutschen Öffentlichkeit die Zeit ihrer «babylonischen Gefangenschaft» antreten, vollzieht sich eine *translatio imperii* des Geistes der griechischen Antike unter die deutschen Barbaren².

Dies setzt jedoch eine Diskussion nicht nur kunsttheoretischer, sondern vor allem geschichtsphilosophischer Thesen voraus, denn das bedeutendste Werk auf diesem Gebiet, Herders *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* hatte 1787 in seinem dritten Teil hier einen Akzent gesetzt, der die klassische Antike in radikaler Weise aufspaltete. Im dreizehnten Buch der *Ideen* zeichnet Herder ein Bild des Griechentums als der unwiederbringlich verlorenen Jugend der Menschheit, das auf jedem Gebiet der Kultur Vollkommenes geleistet habe. Im Gegensatz dazu präsentiert er in Buch XIV der *Ideen* ein Bild der römischen Geschichte und Kultur als «Dämonengeschichte», das von solch radikaler Negativität ist, dass es bei den Zeitgenossen nicht nur Befremden, sondern einen Sturm des Protestes hätte auslösen müssen. Dieser blieb jedoch aus, sofern man nicht die Schweigsamkeit der Freunde in Göttingen als Zeichen der Ablehnung begreifen will³; und es ist eine der nicht wenigen Paradoxien der ästhetischen und historischen Rezeption von Herders Werk in der Goethe-Zeit, dass diese Antiken-Interpretation zwar unter den Gesichtspunkten des ästhetischen Klassizismus⁴ und unter den Auspizien der Wolfschen Homer-Deutung⁵ einer raschen *damnatio memoriae* verfiel, dass aber andererseits das gleiche geschichtsphilosophische Konzept Griechenlands die stillschweigende Basis der Entwicklung des Philhellenismus bildete. Drei

2 Vgl. hierzu A. W. Schlegels Elegie «Die Kunst der Griechen», in: *Athenäum* 1799, sowie Schillers Gedicht aus dem Jahr 1803 «Die Antiken in Paris». – Zum gesamten Komplex der Entführung der Kunstwerke nach Paris vgl. den Aufsatz von Ingrid Oesterle, «Paris – das moderne Rom?», in: Conrad Wiedemann (Hg.), *Rom – Paris – London. Erfahrung und Selbsterfahrung deutscher Schriftsteller und Künstler in den fremden Metropolen* (Stuttgart 1988) 375–419.

3 Darüber beklagt sich Herder in einem Brief an Johann Gottfried Eichhorn vom 18. Dezember 1787; vgl. Johann Gottfried Herder, *Briefe*. Ausgabe Dobbek/Arnold, Bd. 5 (Weimar 1979) 241f.

4 Vgl. hierzu den Aufsatz des Vf., «Die Konkurrenz von ästhetischem Wert und zivilem Ethos. Ein Beitrag zur Entstehung des Neoklassizismus», in: Roger Bauer u.a. (Hg.), *Der theatralische Neoklassizismus – ein europäisches Phänomen?* (Bern u.a. 1986) 64–126.

5 1795 wird ihm die Homer-Interpretation der *Ideen* durch seinen Aufsatz «Homer, ein Günstling der Zeit» in Schillers *Horen* (SWS XVIII 420–446) die heftige Kritik von Friedrich August Wolf zuziehen, der im gleichen Jahr seine *Prolegomena ad Homerum* veröffentlichte.

Aspekte dieses Komplexes löst dieser Beitrag aus dem Fragenhorizont der Interaktion zwischen Geschichtsphilosophie und *Querelle* im Werk Herders heraus: die Entwicklung des geschichtsphilosophischen Bildes Griechenlands aus dem Denken des Polybios, die Applikation des Tacitus auf Germanen und Griechen gemeinsam und die Begriffsbildung der «Deutschen Völker».

Das Buch, in dem Herder das Gemälde Griechenlands, seiner Geschichte und Kultur entwirft, gehört insofern zu den modellhaften Büchern dieses Werkes, als der Verfasser in der Geschichte der griechischen Stämme einen Idealfall der gesamten Entfaltung einer Nation sieht: Griechenland hat in seiner Geschichte den naturhaften Zyklus vollkommen durchlaufen, wie wohl kein anderes Volk vorher und nachher, und mit der grössten Freiheit zur selbständigen Entwicklung. Herder greift damit auf Polybios zurück und dessen These von der natürlichen Entwicklung eines Volkes bis zu einem Höhepunkt und dem darauffolgenden Verfall seiner Kultur; er überträgt sie jedoch in der Anwendung von Rom auf Griechenland. Hatte Polybios im sechsten Buch seines Geschichtswerkes die Überlegenheit Roms über Karthago zum Zeitpunkt der Punischen Kriege auf diese Weise begründet, vor allem mit der Koexistenz verschiedener Formen von Herrschaft, die die Unterwerfung unter den despotischen Willen eines Einzelnen verhinderten, so sieht Herder alle diese Vorzüge nicht in Rom, sondern einzig in Griechenland gegeben⁶. Dafür wird er – gegen Polybios und Machiavelli, der diesen in seinen *Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio* aufgegriffen hatte (L. 1, cap. 2) – Rom als einen Monolithen der Macht darstellen. Ferner verbindet er dieses geschichtsphilosophische Theorem des Polybios mit Raynals und Diderots Darstellung einer «Naturgeschichte der Politik» aus der dritten Fassung der *Histoire politique et philosophique* (1780)⁷. Hinzu tritt eine weitere französische Quelle: Court de Gébelin

6 Wieweit Herder sich mit den Vorstufen dieses politischen Modells bei Herodot (3,80–82) und Thukydides (8,68) sowie bei Platon und Aristoteles befasst hat, ist hier nicht zu diskutieren.

7 In den ersten beiden Ausgaben seines Werkes hatte Raynal davon gesprochen, dass der Zufall die politischen Systeme hervorbringe und die Vernunft der Regierenden sie zielgerichtet verbessere. In der zehnbändigen dritten Ausgabe des Werkes von 1780 wird dieser Optimismus von Raynal und Diderot desavouiert; denn in dieser Neuauflage folgt eine Analyse des historischen Ganges der Entwicklung der Gesellschaftsformen, die den Widerspruch zwischen Naturrecht und Politik nicht beseitigt, sondern ihn im Gegenteil verschärft. Es gibt sozusagen den natürlichen Aufstieg zu einer «gerechten Gesellschaft»; aber auf dieser Höhe vermag sie sich nicht zu halten, und im Zyklus der Ereignisse verfällt sie schliesslich der Auflösung. Dieser neue Text in Raynals und Diderots Werk rekurriert ebenfalls auf die genannten Quellen bei Machiavelli und Polybios: «Tous les peuples policés ont été sauvages; & tous les peuples sauvages, abandonnés à leur impulsion naturelle, étoient destinés à devenir policés. La famille fut la première société; & le premier gouvernement fut le gouvernement patriarcal, fondé sur l'amour, l'obéissance, & le respect. La famille s'étend & se divise. Des intérêts opposés, suscitent la guerre entre des frères qui se méconnoissent. Un peuple fond les armes à la main sur un autre. Le vaincu devient l'esclave du vainqueur, qui se partage ses campagnes, ses enfans, ses femmes. La contrée est gouvernée par un chef, par ses lieutenans & par ses soldats, qui représentent la partie libre de la nation, tandis que tout le reste est soumis

hatte 1782 im Rahmen seines *Monde primitif* die Abhandlung des Akademie-Mitglieds Bougainville aus den *Mémoires de l'Académie des Inscriptions & Belles Lettres* (T. 29) ausführlich zitiert, in der die Sonderstellung der griechischen Geschichte als Exempel der Menschheitsgeschichte hervorgehoben wurde. Die griechische Geschichte ist zwar in ihrer Frühzeit dunkel, jedoch kommt ihrer Erforschung grösseres Interesse zu als bloss der Befriedigung einer unnützen Neugier:

Mais indépendamment des fruits solides que l'esprit et le goût tirent de la connoissance d'Ecrivains aussi instructifs qu'agréables, il est certain que l'Histoire de la Grèce se peuplant & se poliçant par degrés est moins le spectacle des destinées particulières d'une nation qui naît, s'élève, s'accroît, se forme insensiblement & périt enfin, qu'une perspective, où le Genre-humain est peint en raccourci dans ses différens états. C'est à la fois un court Abrégé, mais complet, d'Histoire, de Morale & Politique, puisqu'elle a le mérite de rassembler dans un assez court espace tous les traits épars dans les annales des siècles divers: de faire connoître l'homme sous tous les points de vue possibles, sauvage, errant, civilisé, religieux, guerrier, commerçant: de fournir des exemples de tous les genres de Gouvernement, des modèles de toutes les Loix, en un mot, une théorie complete & prouvée par les faits, de la formation des sociétés, de la naissance, de la propagation & du progrès des Arts, de toutes les révolutions, de toutes les variétés auxquelles l'Humanité peut être assujettie, de toutes les formes qui peuvent la modifier. Pour un Observateur attentif, qui ne voit dans les événemens les plus diversifiés en apparence, que des effets naturels d'un certain nombre de causes différemment combinées, la Grèce est en petit l'Univers, & l'Histoire Grecque un excellent Précis de l'Histoire Universelle⁸.

aux atrocités, aux humiliations de la servitude. Dans cette anarchie, mêlée de jalousie & de férocité, la paix est bientôt troublée. Ces hommes inquiets marchent les uns contre les autres; ils s'exterminent. Avec le tems, il ne reste qu'un monarque ou un despote. Sous le monarque, il est une ombre de justice; la législation fait quelques pas; des idées de propriété se développent; le nom d'esclave est changé en celui de sujet. Sous la suprême volonté du despote, ce n'est que terreur, bassesse, flatterie, stupidité, superstition. Cette situation intolérable cesse, ou par l'assassinat du tyran, ou par la dissolution de l'empire; & la démocratie s'élève sur ce cadavre. Alors, pour la première fois, le nom sacré de patrie se fait entendre. Alors l'homme courbé relève sa tête, & se montre dans toute sa dignité. Alors les fastes se remplissent de faits héroïques. Alors, il y a des pères, des mères, des enfans, des amis, des concitoyens, des vertus publiques & domestiques. Alors les loix règnent, le génie prend son essor, les sciences naissent, les travaux utiles ne sont plus avilis. Malheureusement cet état de bonheur n'est que momentané. Partout les révolutions, dans le gouvernement, se succèdent avec une rapidité qu'on a peine à suivre. Il y a peu de contrées qui ne les aient toutes essayées, & il n'en est aucune qui, avec le tems, n'achève ce mouvement périodique. Toutes suivront plus ou moins souvent, un cercle réglé de malheurs & de prospérités, de liberté & d'esclavage, de mœurs & de corruption, de lumière & d'ignorance, de grandeur & de foiblesse; toutes parcourront tous les points de ce funeste horizon. La loi de la nature, qui veut que toutes les sociétés gravitent vers le despotisme & la dissolution, que les empires naissent & meurent, ne sera suspendue pour aucune» (Guillaume-Thomas Raynal, *Histoire philosophique et politique des établissemens & du commerce des Européens dans les deux Indes*. Aug. Genève 1780, T. 10, L. 19, chap. 2: Gouvernement, 23–25).»

⁸ Court de Gébelin, *Monde primitif, analysé et comparé avec le monde moderne, considéré dans les origines grecques; ou Dictionnaire étymologique de la langue grecque, précédé de recherches et de nouvelles vues sur l'origine des Grecs et de leur langue* (Paris 1782). Vgl. *Discours préliminaire sur les origines grecques*, XXXVI–XXXVII.

Auch der Göttinger Historiker Christoph Meiners formulierte 1781 in der *Vorrede* zum ersten Band seiner *Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom* einen ähnlichen Gesichtspunkt:

Die Griechen sind nicht bloß diejenige Nation, von welcher Aufklärung über alle Theile der Erde in allen nachfolgenden Jahrhunderten ausgegangen ist, sondern sie sind auch die einzige, die alles nur sich selbst und keinem andern gelehrten Volke etwas zu verdanken hatte, und unter welcher man den sich selbst überlassenen menschlichen Geist, durch alle Stufen und Alter, von seiner ersten Erhebung an, bis zu seiner äußersten Schwäche und Entkräftung beobachten kann. Alle übrigen Völker, sie mögen die Griechen erreicht, oder übertroffen haben, oder hinter ihnen zurück geblieben seyn, waren immer Schüler von andern, und ihre Kenntnisse nicht selbsterworbenes Eigenthum, sondern mehr oder weniger fremdes Gut, was sie entweder von andern geborgt, oder andre ihnen zugebracht haben. Unter den Griechen allein kann man es wahrnehmen, in welcher Ordnung der menschliche Geist, wenn er gar keine fremde Hülfe erlangt, von den Künsten zu Wissenschaften, und von einer Wissenschaft, Untersuchung und Meynung zu andern fortgeht⁹.

Stellt man diesen beiden Griechenland-Entwürfen die Zeichnung Herders gegenüber, so scheint der Unterschied zunächst gering; die Geschichte Griechenlands erscheint auch bei ihm als singulärer Fall in der Geschichte:

Nicht nur sind die Griechen von der Zumischung fremder Nationen befreit und in ihrer ganzen Bildung sich eigen geblieben; sondern sie haben auch ihre Perioden so ganz durchlebt und von den kleinsten Anfängen der Bildung die ganze Laufbahn derselben so vollständig durchschritten, als sonst kein andres Volk der Geschichte. [...] Wie also der Naturlehrer seine Pflanze nur dann vollständig betrachten kann, wenn er sie von ihrem Samen und Keim aus bis zur Blüte und Abblüte kennet: so wäre uns die griechische Geschichte eine solche Pflanze; Schade nur, daß nach dem gewohnten Gange dieselbe bisher noch lange nicht, wie die Römische ist bearbeitet worden¹⁰.

Aber trotz aller Idealisierung ist es eine eigenartige Interpretation Griechenlands und seiner Geschichte, die Herder hier vorlegt. Denn der Enthusiasmus, der die Interpretation der *Orphika* – in Eschenbachs und Gesners Ausgaben – und der Dichtung Homers im *Versuch einer Geschichte der lyrischen Dichtkunst* (1766) und in den *Fragmenten über die neuere deutsche Literatur* (1766/68) oder die Behandlung der griechischen Kunstwerke im *Vierten kritischen Wäldchen* (1769) und in der *Plastik* (1770 bzw. 1778) gekennzeichnet hatte, ist keineswegs erloschen¹¹. Auch die kulturellrelativistischen Gesichtspunkte, die sich aus dem *Reisejournal* (1769) und der ersten geschichtsphilosophischen Schrift von 1774 *Auch eine Philosophie der Geschichte* fortsetzen, enthalten keinen Ansatz, um den Rang der griechischen Kunst und Kultur für die Nach-

9 Christoph Meiners, *Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom*, 2 Bde. (Lemgo 1781/82); vgl. hierzu Bd. 1, *Vorrede* XXII–XXIII.

10 *Ideen*, Buch XIII/7: *Allgemeine Betrachtungen über die Geschichte Griechenlandes*; vgl. *H. III* 520/21. Kursivierung durch den Vf.; dies ist das Tacitus-Zitat, um das es im folgenden gehen wird.

11 Vgl. den Abdruck der genannten Texte in *H. I* (7ff. und 63ff.) und *H. II* (57ff., 403ff. und 465ff.).

welt zu beeinträchtigen. Ihre Stellung im Entwicklungszyklus der Kultur ist gekennzeichnet von den Privilegien der Jugend; deshalb die Betonung des Spielerischen, fast Experimentellen, das die Entwicklung der griechischen Kultur in seinen Augen auch in den *Ideen* kennzeichnet. Selbst die Provokation des übermächtigen Gegners Persien zum Krieg hat in dieser Darstellung etwas Übermütiges, und sogar der Untergang der griechischen Freiheit unter den Makedonen und Römern ist nicht Resultat einer langen – und wie im Falle Roms, für die gesamte Welt verheerenden – Agonie. Und trotzdem unterscheidet sich Herders Interpretation Griechenlands von derjenigen Winckelmanns, die er immer wieder modellhaft zitiert, auf tiefgreifende Weise: 1773 und 1779 hatte er in zwei preisgekrönten Schriften für die Berliner Akademie – *Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet* (Berlin 1775) und *Vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung* (Berlin 1780) – die Formen der Herrschaft, der Kunst und Kultur in so enger Verknüpfung dargestellt, dass sie als reine Produktionen einer bestimmten Zeit erscheinen; eine Autonomie ausserhalb ihrer Funktionen in der Nationalkultur eines Volkes können diese Kulturleistungen nicht besitzen, und deshalb kann nichts davon – selbst die Kunst – im eigentlichen Sinne tradiert werden, weil sie sich der Übertragung in ein neues Milieu widersetzen¹². Im Rekurs auf diese ästhetisch-politischen Schriften der siebziger Jahre erfolgt nun die Darstellung der griechischen Kultur und ihrer Geschichte in den *Ideen*. Sie endet in der vollständigen Negation einer Nachfolge der griechischen Antike:

Aber das haben alle Gattungen der menschlichen Aufklärung gemein, daß jede zu einem Punkt der Vollkommenheit strebet, der, wenn er durch einen Zusammenhang glücklicher Umstände hier oder dort erreicht ist, sich weder ewig erhalten noch auf der Stelle wiederkommen kann, sondern eine abnehmende Reihe anfängt. Jedes vollkommenste Werk nämlich, sofern man von Menschen Vollkommenheit fodern kann, ist ein Höchstes in seiner Art; hinter ihm sind also bloß Nachahmungen oder unglückliche Bestrebungen, es übertreffen zu wollen, möglich. Als Homer gesungen hatte, war in seiner Gattung kein zweiter Homer denkbar [...]. So wars mit allen Gattungen der griechischen Kunst und wird unter allen Völkern also bleiben; ja daß die Griechen in ihren schönern Zeiten dieses Naturgesetz einsah und ein Höchstes durch ein noch Höheres nicht zu überstreben suchten, das eben macht ihren Geschmack so sicher und die Ausbildung desselben so mannichfaltig¹³.

Diese Ausführungen gerieten in den Horizont des programmatischen Neoklassizismus, dem sie durch ihren radikalen Relativismus deutlich widersprachen. Goethes Versuch in den neunziger Jahren, nach den *Lehrjahren* in der *Achilleis* zum heroischen Epos Homers zurückzukehren, den der junge Gottfried Hermann (*De poeseos generibus*, 1794)¹⁴ und Schiller durch ihre Abwertung der

12 Vgl. den Abdruck der beiden Schriften in *SWS* V 595–655 und IX 307–408.

13 *Ideen* Buch XIII/7; *H.* III 525.

14 Gottfried Hermanns Habilitationsschrift von 1794 sowie die in zwei Teilen verfasste *De differentia prosae et poeticae orationis disputatio* von 1803 gehören in ihrem unmittelbaren

Prosa so nachhaltig unterstützten, ist dieser Haltung Herders diametral entgegengesetzt. Als Karoline Herder während des Italien-Aufenthalts ihres Mannes 1788/89 die Abhandlung *Über die bildende Nachahmung des Schönen* von Karl Philipp Moritz las, die dieser in Rom unter Goethes Einfluss verfasst hatte, reagierte Herder auf diese Mitteilung fast empört; in einem Brief vom 21. Februar 1789 an seine Frau nennt er die dort vertretene Kunstauffassung «selbstisch, abgöttisch, unteilnehmend und für mein Herz desolierend»¹⁵. Drei Aspekte dieser Abhandlung sind für ihn schlicht unerträglich: einmal die Entfernung des Schönen von jeder Bezugnahme auf einen realen und praktischen Kontext, ferner die Forderung nach der Konzentration des «nutzlosen Schönen» auf sich selbst, und schliesslich der provokante Gegensatz zu allen ethischen Forderungen, die der Kunst gegenüber erhoben werden können. Dieser «ethischen Entwertung der Kunst» tritt die Formulierung einer «Inappellabilität» des Geschmacksurteils zu Seite, die sich rigoros jeder Kritik verweigert, die nicht im Verfahren des Künstlers begründet ist. In dem Mass, in dem Goethe, Schiller, Wilhelm von Humboldt oder August und Friedrich Schlegel – nicht zuletzt unter dem Einfluss von Kants *Kritik der Urteilskraft* – die griechische Kunst in dem von Moritz bezeichneten Sinn zum Massstab jeder Kunst verabsolutierten, steigerte sich der Kontrast zu Herders und Wielands Deutung dieser Kultur als Resultat einer einmaligen glücklichen historischen Fügung. Gerade in einer brieflichen Kontroverse mit Herder hat Schiller diesen unüberbrückbaren Gegensatz formuliert, als dieser 1795 in seinem für die *Horen* gedachten Aufsatz *Iduna, oder der Apfel der Verjüngung* vorschlug, neben die griechisch-römische Mythologie die germanische als gleichberechtigte Quelle der poetischen Vorstellungswelt zu setzen. Schiller replizierte in einem Brief am 4. November 1795:

Es ist eine sehr interessante Frage, die Sie in Ihrem Gespräche [sc.: *Iduna*] aufwerfen, aber auf großen Widerspruch dürften Sie sich wohl gefaßt machen. Ich selbst möchte ein paar Worte darauf sagen, um die Frage nach meiner Weise zu lösen. Gibt man Ihnen die Voraussetzung zu, daß die Poesie aus dem Leben, aus der Zeit, aus dem Wirklichen hervorgehen, damit eins ausmachen und darein zurückfließen muß und (in unsern Umständen) *kann*, so haben Sie gewonnen; denn da ist alsdann nicht zu läugnen, daß die Verwandtschaft dieser Nordischen Gebilde mit unserm Germanischen Geiste für jene entscheiden muß. Aber gerade jene Voraussetzungen läugne ich. Es läßt sich, wie ich denke, beweisen, daß unser Denken und Treiben, unser bürgerliches, politisches, religiöses, wissenschaftliches Leben und Wirken wie die Prosa der Poesie entgegengesetzt ist. Diese Übermacht der Prosa in dem Ganzen unsres Zustandes ist, meines Bedünkens, so groß und so entschieden, daß der poetische Geist, anstatt darüber Meister zu werden, nothwendig davon angesteckt und also zu Grunde gerichtet

Bezug auf Kant und Moritz zu den wichtigsten Zeugnissen einer radikalen Anwendung des klassizistischen Kunstprogramms auf die Fragen einer praktischen Poetik; in der germanistischen Forschung werden sie jedoch nicht wahrgenommen. Vgl. ihren Abdruck im ersten Band von Hermanns *Opuscula* (Leipzig 1827) 20–43 und 81–128.

15 Albert Meier/Heide Hollmer (Hgg.), *Johann Gottfried Herder, Italienische Reise. Briefe und Tagebuchaufzeichnungen 1788–1789* (München 1988) 350.

werden müßte. Daher weiß ich für den poetischen Genius kein Heil, als daß er sich aus dem Gebiet der wirklichen Welt zurückzieht und anstatt jener Coalition, die ihm gefährlich sein würde, auf die strengste Separation sein Bestreben richtet. Daher scheint es mir gerade ein Gewinn für ihn zu sein, daß er sich seine eigne Welt formiret und durch die Griechischen Mythen der Verwandte eines fernen fremden und idealischen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beschmutzen würde. Vielleicht gelingt es mir, in dem Aufsätze den ich jetzt schreibe, «über die sentimentalischen Dichter» [d.h. der in den *Horen* separat publizierte zweite Teil von *Über naive und sentimentalische Dichtung*], Ihnen meine Vorstellungsweise klarer und annehmlicher zu machen. Denn gerade in diesem Aufsätze suche ich die Frage zu erörtern, «was der Dichtergeist in einem Zeitalter und unter den Umständen wie die unsrigen für einen Weg zu nehmen habe»¹⁶.

Dem gegenüber sieht Herder auf eine andere Weise eine Verbindung zwischen Griechentum und nordischer Kultur: Wenn wir die bereits angeführte Feststellung «Nicht nur sind die Griechen von der Zumischung fremder Nationen befreit und in ihrer ganzen Bildung sich eigen geblieben»¹⁷ in ihrer Formulierung genauer betrachten, so ergibt sich ein – zumindest für den Germanisten, wenn schon nicht für den klassischen Philologen – überraschender Zitat-Befund:

Ipse eorum opinionibus accedo, qui Germaniae populos nullis aliis aliarum nationibus conubiis infectos, propriam & sinceram & tantum sui similem gentem exstitisse arbitrantur¹⁸.

Dieses Zitat – der einleitende Satz zu *Germania* 4 – ist kein Zufall; Herder hatte es bereits 1774 als lateinisches Motto für eine unveröffentlichte Preisschrift verwendet¹⁹. Es steht an der Stelle, an der Tacitus von einer sagenhaften Verbindung zwischen Griechenland und Germanien spricht, die über den Herakles-Mythos und eine behauptete Landung des Odysseus am Rhein zustande gekommen sein soll; Tacitus lässt diese Hypothese auf sich beruhen und gibt stattdessen seiner Meinung von der singulären Erscheinung der Germanen Ausdruck. Dies gewinnt jedoch bei Herder eine andere Bedeutung: Er führt unter diesem Gesichtspunkt die Faktoren politische Freiheit, Gemeingeist und Kultur zusammen, unter denen geschichtsphilosophisch die griechischen und die germanischen Stämme gemeinsam betrachtet werden können. Diese Parallelisierung von Griechen und Germanen hat ihre eigene Geschichte: Das Konzept der «deutschen Völker»²⁰ im vierten Teil von Herders *Ideen* greift auf das

16 *Schillers Werke, Nationalausgabe* Bd. 28, 97f.

17 Vgl. Anm. 10; ebd., 520.

18 Das Zitat erfolgt nach: *Caii Cornelii Taciti De situ, moribus et populis Germaniae libellus, cum perpetuo et pragmatico commentario, quo populorum Germaniae nomina, situm, res gestas, coitiones in societates magnas, atque ex eorundem moribus variorum in Germania publicorum ac privatorum iurium et consuetudinum originem et progressum exposuit* Iust. Christop. Dithmarus (Frankfurt/Oder 1766) 22. – Diese Ausgabe erschien erstmals 1725.

19 Es handelte sich um die Antwort auf eine Göttinger Preisfrage, für die das Tacitus-Motto das Kennwort bildete; vgl. «Wie die Deutschen Bischöfe Landstände wurden», in: *SWS* V 676–698.

20 Vgl. *Ideen* XVI/3, 634ff.

Ensemble von Namen und Stämmen zurück, die Tacitus in seiner *Germania* nennt und topographisch zu situieren versucht (neben anderen Quellen wie Caesar, Cassiodorus, Iordanes, Prokop, Silius Italicus), aber in einer bestimmten Tradition. Denn zahlreiche Gelehrte haben sich im 17. und 18. Jahrhundert mit diesen Angaben aus antiquarischem Interesse beschäftigt, darunter Hermann Conring, G. W. Leibniz, Jacob Gronovius; aber folgenreich ist diese Tacitus-Schrift erst geworden durch ihre rechtsgeschichtliche Interpretation, wie sie vor allem die Editionen der *Germania* Conrings belegen: Die Vorrede der Erstausgabe (Helmstedt 1635) trägt den Titel *De historiarum, Germanarum inprimis, studiis*; die dritte Ausgabe (Helmstedt 1678) enthält neben den Vorreden der Ausgaben von 1635 und 1652 zwei weitere Abhandlungen zur Frühgeschichte der Germanen. Noch die Ausgaben des 18. Jahrhunderts bewahren diese Tradition, wie die im folgenden benutzte Dithmarsche Ausgabe (Erstdruck 1725, Nachdruck 1766) zeigt. In der Einleitung zu seiner Edition der *Germania* hatte Conring, unter Berufung auf Hugo Grotius, geschrieben:

[...] habet uero & haud exiguum ad res imperii noscendas usum uetustiorum monumentorum adcuratior notitia. Si enim ad reipublicae formam respexerimus, quomodo illa, aut quando coeperit Germanis gentibus allubescere, ex antiquissimis demum licet monumentis addiscere. Ita et multa, quae ad populi libertatem, ad nobilium principumque statum, et seruitutem, et alia pertinent, sicut antequam magnum hoc imperii corpus coaluit, coepere, ita et altius ducta origine arcessenda sunt. [...] Videmus enim in Italia, Gallia, Hispania, Britannia, Germania-que omni, Romanorum post tempora, noua quasi gentium iura exorta, quae non aliunde, quam ex antiquissimis Germaniae institutis profluunt. Quemadmodum enim Itali olim, uicinaeque gentes Graecorum mores legesque, Dionysio Halic[arnasso] teste, sunt sequutae, unde ius aliquod gentium improprie ita dictum exortum est: ita (uerba sunt summi uiri Hugonis Grotii de J[ure] B[elli] et P[acis] lib. II. cap. 8 §. 1.) «et reuera factum uidemus, ex quo Germanicae nationes Europam fere omnem inuaserunt. Sicut enim olim iura Graeca, ita nunc Germanica instituta passim recepta sunt, et nunc etiam uigent.» [...] Solum id unicum addo: Romani imperii extrema absque Germanicarum rerum notitia illa non percipi, eo quod ab Germanis Romana illa uis fracta sit et perdita. Vandali enim, Gothi, Gepidae, Heruli, Rugii, Sueui, Burgundiones, Alemanni, Longobardi, Franci, Saxones, Germanica nomina sunt, uacua trans Albim Sarmatis Venedis relicta sede²¹.

Die Parallele, die Hugo Grotius und Hermann Conring zwischen der Entstehung des griechischen Gemeinnsinns, der weit über das engere Territorium Griechenlands hinauswirkte, und der des europäischen Gemeingeistes auf dem Substrat der Überlagerung der Römer durch die eingewanderten Germanenstämme gezogen haben, ist also die entscheidende Voraussetzung Herders; sie beruht vor allem auf der Entgegensetzung von germanischem und römischem Recht. Christian Thomasius hat in seiner *Delineatio historiae civilis juris* den gleichen Gesichtspunkt hervorgehoben:

libellus Taciti studiosis juris inprimis commendandus est, quoniam deprehendit, ex istis antiquis non pauca hodierna capita iuris Germanici, a iure Iustiniano discrepantis, deriuari posse [...] ²².

21 Zitat nach der in Anm. 18 erwähnten Ausgabe; vgl. *Praefatio*, Bl. 2v–4r.

22 Vgl. ebd., *Praefatio*, Bl. 5r.

Über dem erst 1791 veröffentlichten *Vierten Teil* von Herders *Ideen* steht – in Variation von Vergils *Aeneis*-Vers 1,33 – als Motto *Tantae molis erat, Germanas condere gentes*. Dies veranlasste den französischen Herder-Forscher Max Rouché 1940 in seinem Monumentalwerk *La philosophie de l'histoire de Herder*, von einem rassistisch begründeten «Germanozentrismus» in der Darstellung des vierten Teils der *Ideen* zu sprechen²³. Dies mag unter den zeitgeschichtlichen politischen Voraussetzungen verständlich sein, unter denen Rouché sein Werk niederschrieb und publizierte, aber selbst dies rechtfertigt seine Lektüre dieses Schlussteils keineswegs. Die Bedenklichkeit der schlichten Identifikation des Verfassers der *Ideen* mit dem Nationalstaat von 1870/71 oder gar der Rassenideologie des «Dritten Reiches» ist in jüngster Zeit deutlich gezeigt worden²⁴; keinesfalls redet Herder mit diesem Motto einer deutsch-nationalen Ausrichtung seiner «Geschichte der Menschheit» das Wort, sondern er lässt auf die Darstellung der Versklavung des Erdkreises durch Rom in Buch XIV die Schilderung der Befreiung vom Joch eben dieser Herrschaft durch die Völker folgen, die vom Nordrücken des asiatischen Gebirges sich bis nach Europa verbreiten. Er folgt damit Montesquieus berühmtem Satz von den Barbaren des Nordens, die die Ketten zerbrechen, die der Despotismus des Südens geschmiedet habe:

Le Goth Jornandez a appelé le nord de l'Europe la fabrique du genre humain. Je l'appellerai plutôt la fabrique des instruments qui brisent les fers forgés au midi. C'est là que se forment ces nations vaillantes qui sortent de leur pays pour détruire les tyrans et les esclaves, et apprendre aux hommes que, la nature les ayant faits égaux, la raison n'a pu les rendre dépendants que pour leur bonheur²⁵.

Rouché übergeht die simple Tatsache, dass Tacitus' Erfindung des reinen Naturvolks der Germanen ebenso wenig den Deutschen in die Schuhe zu schieben ist, wie die für Herder so bedeutungsvolle Tatsache einer Reprise dieses Mythos gerade in der französischen Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts, die weit über das bei Montesquieu Gesagte hinausgeht²⁶. Rouché hat ferner in seiner Lesart die Kennzeichnung übersehen, die Herder der gesamten nachrömischen Zeit gibt: Er charakterisiert in diesem Motto die moderne Periode der Geschichte mit dem Hinweis auf die «Auslöschung der Nationalcharaktere», die die Voraussetzung für die Ausbildung des europäischen «Allgemeingeistes» bildet²⁷. Herders Abwandlung des Vergil-Textes beinhaltet demnach ein inge-

23 Vgl. hierzu *H.* III 621. – Das genannte Werk Rouchés erschien Strasbourg 1940; vgl. 462.

24 Vgl. den Aufsatz von Otto Dann, «Herder und die Deutsche Bewegung», in: Gerhard Sauder (Hg.), *Johann Gottfried Herder (1744–1803)* (Hamburg 1987) 308–340.

25 Montesquieu, *Esprit des lois*, I, 17, chap. 5; Zitat nach: *Œuvres complètes de Montesquieu*. Hg. von L. S. Auger, 5 Bde. (Paris 1818); vgl. Bd. I 444.

26 Vgl. hierzu generell den Aufsatz des Vf., «Von Riga nach Paris und von Riga nach Petersburg – Herders *Reisejournal* und Diderots *Mémoires* für Katharina II.», in: Conrad Wiedemann (Hg.), *Rom – Paris – London*. Vgl. Anm. 2, ebd. 361–374.

27 *Ideen* XVI/6; *H.* III 650 und 649.

niöses Spiel mit der Doppeldeutigkeit von «germanus» als Bezeichnung der Bewohner Germaniens und als Terminus für «verwandt»; und unter diesen Voraussetzungen ist eine zweite Lesart des Mottos zwingend, das sinngemäss so zu übersetzen ist: «Soviel Mühe hat es gekostet, in den Völkern einen Gemeingeist zu erwecken.» Sie wird vor allem durch Herders eigene Deutung des Namens und der Verfassung von «*Germanen* oder *Alemannen*, d.i. verbundene Kriegsvölker» gestützt, deren Mentalität und Organisation bei der Entwicklung Europas bestimmend wird²⁸. Herders Thema in diesem Schlussteil der *Ideen* ist demnach die langsame Ausbildung und Durchsetzung eines europäischen Gemeingeistes, auf dem die moderne Kultur, in Analogie zu derjenigen Griechenlands, beruht; dieser ist keinesfalls Resultat eines aggressiven nationalstaatlichen «Pangermanismus», zu dessen – wenn auch nicht konsequentem – Urheber Rouché den Verfasser der *Ideen* erklärt hat.

Unter solchen geschichtsphilosophischen Voraussetzungen bekommt Hölderlins eingangs zitierte Diskussion zwischen Hyperion, seinen Freunden und Diotima einen neuen Sinn: nicht die Nachahmung der Kunst, sondern die Erweckung eines neuen Gemeingeistes könnte eine kulturelle Blüte hervorrufen, in der der Geist des antiken Griechenland neu erwacht, wenn auch in völlig verwandelter Gestalt. In diesem Sinne wären die europäischen, vom römischen Machtstreben freien Völker die idealen Nachfolger der Griechen. Allerdings ist diese Reflexion Herders im 19. Jahrhundert auf eine Weise verstanden – bzw. missverstanden – worden, die dem Urheber dieser These kaum anzulasten ist.

28 Ebd., *Ideen* XVI/3, 636f.